

EIN ORT

Eine Stadt der Breite, der Höhe, der Weite. Osten und Westen, Süden und Norden.

In der turbulenten, der neuen Mitte und in den sich geschäftig an sie anlehrenden Innenbezirken schlägt das Herz dieser Stadt, die sich nun bis weit ins Umland ausdehnt. Außenbezirke, die jene Mitte jeden Morgen mit Leben versorgen und in die sich die Stadt zur Erholung zurückzieht, pulsierend, ein großer, lebendiger Organismus. Hier, an den Rändern der Stadt, stirbt die Vergangenheit langsam. Ein übrig gebliebener Wachturm auf einer verwilderten Rasenfläche, wer erinnert sich noch?

Der Funkturm, ein Wahrzeichen in Ost und West. Eine Stadt ohne Wolkenkratzer streckt ihren Kopf in die Höhe. Überall, immer, rund um die Uhr: Radio. Die Arroganz einer Metropole, die immer Bescheid weiß, immer auf Sendung, über unzählige Kanäle. Hörst du das?

Eine Hand voll Helden in einem gekaperten Turm, on air, in einem sich endlos dehnenden Raum. Freiheit, was für ein Wort! Brachland, Steppe der Großstadt, Wolken über Berlin und manchmal ein Flugzeug am Horizont. Im Chaos der Schaltpulte, Lautsprecher und Mikrophone an Drähten hängend. Ein Raumschiff in der Schwerelosigkeit der Zeit mit einer Crew zwischen Technik und Trotz zum Traum. Atlantik, wo bist du? ... and all you hear is Radio Gaga ...

1

Die Erde ist eine Scheibe. Alles eben, bis zum Rand. Kein Zweifel mit Ende und Anfang. Im Westen der Hades, der Rand, der Abgrund, der Tod. Geboren, gelitten, gestorben. Alles vorbestimmt, ein Leben in gleichförmiger Bürgerlichkeit: gelernt, bestanden, gearbeitet bis zur Rente. Jedenfalls konnte ich mir an diesem Tag nichts anderes darunter vorstellen. Der blaue Planet, um sich selbst rotierend, um die Sonne kreisend, im unendlichen Weltall – nein, tut mir Leid. Denn das hieße, all die Möglichkeiten spüren. Die Relativität von Zeit und Raum, die fünfte oder sechste Dimension, die Rückkehr der Yedi-Ritter, die schwarzen Löcher, das Licht der sterbenden Sterne, die Weite der virtuellen Welt. Doch ich saß hier. Allein das Sitzen hätte mich umbringen können. Vor mir meine Welt, eine Scheibe, oder genauer gesagt: eine Pizza. Teigberge, Salamimere und der Käse der weltweiten Kommunikation. Übersichtlich, trostlos. Ich hatte mir mehr von meinem sechzehnten Geburtstag versprochen. Was ich mir gewünscht hatte, hatte ich im Wesentlichen bekommen: einen Flachbildschirm, Bücher, CDs, einen neuen Lenker für mein Fahrrad. Materiellen Kram eben. Auf das alles hätte ich gut verzichten können, wenn wir stattdessen nicht aus München weggezogen wären.

Die Vielzahl der unterschiedlichen Entwicklungsmöglichkeiten eines Systems wird als Freiheitsgrad bezeichnet. Ein bewegter Körper hat mindestens so viele Freiheitsgrade, wie ihm Raumrichtungen zur Verfügung stehen.

Eine Schnecke auf einem Grashalm: Freiheitsgrad eins.

Eine Schnecke auf einer Tischplatte: Freiheitsgrad zwei.

Eine Schnecke mit Flügeln im Raum: Freiheitsgrad drei.

Ich war eine Schnecke auf einem Stuhl. Freiheitsgrad null.

Wenn man sich sein Leben in sechzehn Jahren an einem bestimmten Ort aufgebaut hat, dann sollte einen niemand gegen seinen Willen an einen anderen Ort schleppen. Vieles sprach dagegen, hier zu sein. Ich sah aus dem Fenster unseres großen neuen Wohnzimmers in den großen neuen Garten und wunderte mich über das erste zarte Grün der Sträucher. Irgendwie hatte ich das nicht erwartet, hier im Norden. Eine ehemalige Mauerstadt war grau. Grau in grau, wie meine Stimmung. Ich dachte kurz an Paul, der jetzt am Eisbach saß und Mädchen aufriß. Dabei fiel mir Klara ein. Ich glaube, in diesem Augenblick, vor mir die pappige Pizza und draußen diese ersten Frühlingsblättchen, wurde mir unwiderruflich klar, dass mein bisheriges Leben vorbei war. Vorbei, echt vorbei. Und ich hasste dieses Frühjahr, diesen Umzug, die ganze neue, beschissene Situation. Seltsamerweise sollte es eine der besten Zeiten meines Lebens werden. Bevor ich das begriff, verlor ich so ziemlich jede Illusion über ein heiles und geordnetes Leben, über Freundschaft, Familie, Freiheit, eigentlich alles. Wenn ich sage, dass es Liebe war, die mich am Leben hielt, klingt das kitschig. Aber in diesem verrückten Jahr war es das Einzige, was blieb.

Ich war froh über mein Zimmer. Auch in München hatte ich ein eigenes Zimmer gehabt, allerdings direkt neben dem meines Bruders. Ich hörte so ziemlich alles, was er dort veranstaltete. Ich hatte den Eindruck, dass sein Zigarettenrauch sich nur in meinem Zimmer so richtig wohl fühlte, und ich überlegte mir ernsthaft, auch mit dem Rauchen anzufangen, nur um den Gestank besser ertragen zu können. Doch ich tat es nicht. Wahrscheinlich hat mich mein Bruder für alle Zeiten gegen jede Art von Drogen geimpft, denn er schob sich damals praktisch alles

rein, was er auftreiben konnte. Ich machte mir so meine Gedanken. Dass er kiffte, war klar, und ich denke, Hanf fiel für ihn nicht unter Drogen. Koks war teuer, aber in München einfach immer angesagt. Heroin – nein, ich konnte mir Giove einfach nicht mit einer Spritze im Arm vorstellen. Außerdem war er nicht der Typ, der Spuren hinterließ. Pillen, Ecstasy, Amphetamine, alles, was sauber zu schlucken war, das war genau sein Ding. Aber Giove war ein Typ, der immer von sich behauptete, die Dinge im Griff zu haben. Lange beruhigte mich das. Und dass meine Eltern von all dem nichts mitbekamen, rundete die ganze Sache irgendwie ab.

Hier sollte er sein Abschlussjahr machen, notfalls auf einer Privatschule. Mein Vater glaubte immer noch daran, dass mein Bruder irgendwann einmal in seine Kanzlei einsteigen könnte. Mein Bruder! Dass ich dafür nicht in Frage kam, war genauso beschlossene Sache wie seine Zukunft als Anwalt. Anwalt wäre auch so ungefähr das Letzte gewesen, was ich mir als Beruf vorstellen konnte. Ich mochte keinen Streit und hatte mich in der Familie zu einer Art Friedensrichter entwickelt. Meine Mutter sah mich als Psychologen. Wenn ich an einen Psychologen dachte, dann sah ich erstens einen total blassen, dünnhäutigen, nervösen, neurotischen Menschen, der zweitens schlecht trainiert war und (heimlich) rauchte und drittens keine Chance mehr hatte, ein normales oder auch ein außergewöhnliches Leben zu führen, da er immerfort damit beschäftigt war, sein eigenes oder das Leben anderer Leute zu analysieren. Nein. Mein Traum war, richtig zu leben.

»Was meinst du mit richtig?«, fragte mein Vater, als ich ihm mit acht Jahren meine Theorie unterbreitete.

»Ich denke daran, nicht zu arbeiten.«

Er lachte und wurde dabei ganz leise, denn dieses war eines

der Männerthemen, über die er nur mit gesenkter Stimme sprach.

»Und wie willst du dein Geld verdienen, Rocco?«

Darüber hatte ich weniger nachgedacht. »Ich kann doch von deinem Erbe leben«, schlug ich vor und sein Lächeln gefror.

Er nahm mich sehr erwachsen an den Schultern, sah mir tief in die Augen und sagte: »Und wann, denkst du, werde ich sterben?«

Ich war irritiert, kein großer Rechenkünstler. Ich fand meinen Vater schon ziemlich alt. Er sollte natürlich nicht jetzt schon sterben, aber wenn ich erwachsen wäre, musste er einfach schon steinalt sein. Anders konnte ich es mir nicht vorstellen.

Die Sonne fiel ins Zimmer, ich beobachtete einige Staubfäden, die im Sonnenlicht tanzten. Vielleicht vergisst er die Sache, dachte ich und ruckelte ein wenig mit den Schultern, um ihm zu zeigen, dass ich gehen wollte. Aber er zwang mich, ihm weiter in die Augen zu sehen.

»Bis ich sterbe«, sagte er ruhig, »ist es noch ein Weilchen hin. Ich fürchte, du musst dir selber einen Beruf suchen!«

Er war echt sauer.

Wenn ich an meine Zukunft dachte, dann stellte ich mir einen Tag vor, an dem mir kein Mensch sagen konnte, was ich zu tun hätte. In diesem göttlichen Nirwana würde ich dann anfangen, meine eigenen Wünsche zu ergründen. Dies würde mindestens zehn Jahre dauern und dann würde ich aufstehen und leben. So wie der starke Wanja, der jahrelang auf dem Ofen lag und sich nur von Sonnenblumenkernen ernährte. Irgendwann ging er los und eroberte die Welt, wurde Zar, und alles, was er vorher nicht getan hatte, war vergessen. Allerdings schaffte der

es, dort oben auf dem Ofen zu liegen, obwohl seine ganze Familie täglich um ihn herumlungerte. Bewundernswert.

»Hallo!« Mein Bruder kam in mein Zimmer und hielt mir ein kleines Paket entgegen. In dem Durcheinander war mir gar nicht aufgefallen, dass ich von ihm noch nichts zum Geburtstag bekommen hatte. Das Päckchen hatte die Größe einer Zigarettenschachtel und nichts anderes vermutete ich darin. Ich nahm es zögernd an. Im Laufe der Jahre hatte ich mir fast alles von meinem großen Bruder abgeguckt außer Drogen, und seien es auch nur Zigaretten. Ich wollte darüber jetzt keine Diskussion anfangen.

Giove setzte sich auf mein Bett und beobachtete mich. Ich öffnete das Päckchen langsam. Keine Zigaretten. Ein kleines schwarzes Gerät kam zum Vorschein. Kein supermodernes Hightech-Ding, sondern ein einfaches Radio. Ich war so verblüfft, dass ich Giove nur sprachlos ansah.

»Ein Radio!«, sagte er freundlich.

»Das sehe ich.«

»Du hast doch kein Radio?!«

»Stimmt.«

Sein Lächeln nervte mich ein wenig. Wir verstanden uns in der Regel ohne Worte, doch jetzt fühlte ich mich verarscht. Was in aller Welt sollte ich damit? Wer hörte überhaupt noch – außer vielleicht im Auto – Radio?

»Danke.«

Giove legte seine Hand kurz auf meine Schulter und stand auf. »Bis später!« Und ging.

Ich stellte das kleine schwarze Ding auf einen der Umzugskartons. Es fiel kaum auf im Chaos meines Zimmers und bald hatte ich es vergessen.